



PREDIGT

ZUR AMTSEINFÜHRUNG
DES ERZBISCHOFS VON BERLIN
DR. HEINER KOCH

SAMSTAG,
19. SEPTEMBER 2015, 11.00 UHR
ST. HEDWIGS-KATHEDRALE

Liebe Schwestern und Brüder,
verehrte Damen und Herren hier in der St. Hedwigs-Kathedrale,
in den benachbarten Sälen
und an den Fernsehern und Rundfunkgeräten,

Jakob, der Betrüger, so nannte man ihn (vgl. Gen 27, 36), von dem wir heute in der Lesung hörten. Er hatte seinen Bruder Esau mit einer Lüge um dessen Erstgeburtsrecht gebracht und so dessen Rache provoziert. Deshalb musste er vor ihm fliehen und schon am ersten Abend seiner Flucht obdachlos im Freien übernachten. Nacht umgibt ihn: die Nacht dessen, der keine Heimat mehr hat, die Nacht dessen, der schuldig geworden ist, die Nacht dessen, der andere Menschen enttäuscht und verprellt hat. In dieser seiner Nacht nimmt er einen Stein, nicht vor allem um seinen Kopf auf ihm ruhen zu lassen. Er und seine Zeitgenossen sprachen dem Stein eine besondere Macht zu, eine göttliche Verbindung: Deshalb erhofften sie sich von solchen Steinen Sicherheit und Schutz. Mitten in seiner Nacht vertraut Jakob in die Kraft des Steins unter seinem Haupt auf die Nähe Gottes: »Ich bin Jahwe, der Gott deines Vaters Abraham und der Gott Isaaks. Ich bin mit dir. Ich werde dich behüten, wohin du auch gehst, und dich zurückbringen in dieses Land, denn ich verlasse dich nicht« (vgl. Gen 28,13–15). Ein Traum offenbart ihm mitten in der Nacht seines Lebens diese Nähe seines Gottes: Mitten in seiner Obdachlosigkeit erfährt er sich bei Gott zu Hause: Hier ist das Haus Gottes, hier schenkt Gott ihm, dem Flüchtling, Heimat und Geborgenheit (vgl. Gen 28,17). Ein zweiter Traum reißt die Ausweglosigkeit seines Lebens auf: Eine Treppe, auf der Gottes Engel auf- und niedersteigen, verbindet Himmel und Erde (vgl. Gen 28,12). Der Himmel ist für ihn, den Schuldigen, offen trotz all seiner Schuld, mit all seiner Verzweiflung, in aller Ohnmacht und Heimatlosigkeit. Die Nacht wird für ihn zu einer Zeit des Aufbruchs ins Leben aus aller Verslossenheit und Dunkelheit.

Mitten in der Nacht erfährt Jakob, was Christus verkündet und gelebt hat: Ich, Gott, liebe dich, Mensch, so sehr, ohne alle Begrenzungen und Bedingungen, ich lass dich nie allein. Ich bin und bleibe bei dir. Ich gehe an deiner Seite:

Wenn du von den Mächtigen nur als Nummer wahrgenommen wirst, auch ich war für die Mächtigen bei meiner Geburt nur eine Nummer. Ich bin mit dir, du Flüchtling, denn auch ich musste als Kind schon fliehen. Ich bin mit dir, wenn du ausgelacht wirst, wie man mich ausgelacht hat. Ich bin mit dir, wenn man dich blutig schlägt, wie man mich blutig geschlagen hat. Ich bin mit dir, wenn die Menschen dein Leben für wertlos halten wie das meine. Ich bin mit dir, wenn in der Stadt für dich kein Platz ist, wie für mich kein Platz war. Ich steige auch nicht vom Kreuz herab und lasse die Schächer dort allein zu Tode kommen. Meine Liebe hat keine Grenze, meine Liebe lässt dich, Mensch, nie allein: nicht dich, Jakob, den Betrüger, nicht die Schächer am Kreuz damals und nicht die Menschen und nicht dich heute.

Das ist der Kern der frohen Botschaft, für die wir als Christen eintreten in Stadt und Land: Christ, der Retter ist da! Auf ihn kannst du dich verlassen. Er ist der tragende Grund unserer Freude: »Gaudete semper! Dominus prope.« »Freut euch allezeit! Der Herr ist nahe«. (Phil 4,4,6) Dieses Wort des Heiligen Paulus habe ich als Leitwort meines bischöflichen Dienstes gewählt. Gott kommt nicht irgendwann, er ist da: jetzt und hier, in Kreuzberg, Charlottenburg und Köpenick, in Potsdam und Greifswald, Brandenburg an der Havel oder Frankfurt an der Oder, immer und ewig, in Freude und Leid, in Glück und Not, wenn ich seine Nähe spüre und wenn er mir fern zu sein scheint, im Leben und im Tod: Er ist und bleibt uns nahe. Setzt dem menschlichen Leben keine Grenzen! Dafür müssen wir als Christen eintreten, auch wenn wir dafür nicht von allen Seiten Beifall bekommen.

Diese Botschaft verändert alles: Welche Weite der Lebensperspektive eröffnet sie weit über die Grenzen der fassbaren Welt und des Todes hinaus. Christen sind Menschen eines weiten Horizonts, die sich nicht einsperren lassen in die Gegebenheiten des Hier und Jetzt. Welche Hoffnung und Zuversicht gerade in dunklen Stunden des Lebens kann aus dieser Erfahrung der Nähe Gottes hervorbrechen!

Welches Engagement wird da aber auch herausgefordert: Lasst keinen Menschen je allein: weder das ungeborene Kind, noch den Heimatlosen, den Gescheiterten, den Kranken, den Behinderten, den Ohnmächtigen oder den Sterbenden! Setzt dem menschlichen Leben keine Grenzen!

Alles kommt nun darauf an, in Berlin, in Brandenburg, in Vorpommern IHN sehen zu lernen, IHN zu entdecken, IHN wahrzunehmen gerade in den Dunkelheiten unseres Lebens. Dafür sind wir als Kirche da: Menschen zu helfen, Gott in ihrem Leben zu entdecken, manchmal in einem langen Ringen, in einem langen Suchprozess – dazu sind wir als Christen und als Kirche da.

Aber: Gibt es diesen Gott wirklich? Kann ich ihn als Realität erfahren oder erweist er sich nur als leere Floskel oder ideologischer Überbau? In der Beantwortung dieser Fragen sind ausnahmslos alle Menschen gläubige Menschen. Der Mensch hat nicht die Wahl, gläubig oder ungläubig zu sein. In den entscheidenden Fragen des Lebens, vor allem in der alles entscheidenden Gottesfrage, trifft der Mensch seine ureigenste Glaubensentscheidung: Der Eine glaubt, dass es außer der sicht- und begreifbaren Welt nichts gibt, und der Andere glaubt, dass es einen unser Denken und Erkennen übersteigenden Gott gibt. Der Eine glaubt, dass mit dem Tod alles aus ist, und der Andere, dass der Tod das Portal zum ewigen Leben ist. Der Eine glaubt, dass es Gott gibt und der Andere glaubt, dass es ihn nicht gibt. Gläubig lebt jeder Mensch. In seinem faktischen Lebensvollzug kann der Mensch in der Gottesfrage auch nicht unentschieden leben: Entweder betet er zu Gott oder er betet nicht. Entweder ringt er mit Gott oder nicht, entweder hat Gott in seinem Leben für ihn Bedeutung oder nicht. Sein konkretes, praktisches Leben gibt die Antwort auf die Frage nach seinem Glauben: »Glaubst Du, dass es einen Gott gibt, oder glaubst Du, dass es keinen Gott gibt?«

Damit stellt sich die Frage: Kann ich Gott heute wahrnehmen, sehen, erkennen? Kann ich ihn wie Jakob erfahren und sehen lernen?

Die Geschichte des Jakob weist die Antwort: Du wirst ihn sehen, wenn du auf ihn baust, wenn du auf ihn vertraust. Vertrauen weitet den Blick, Misstrauen dagegen macht blind. Das ist in der Politik genauso wie im persönli-

chen Leben. Wenn sich zwei Menschen kennenlernen, sich – wie die Heilige Schrift sagt – erkennen wollen, müssen sie einander vertrauen. Genau das ist der Sprung des Glaubens, es ist der Sprung meines Vertrauens. Ohne solch ein Vertrauen keine Gotteserfahrung. Du musst es wagen, vertrauensvoll mit Gott zu leben, dann wirst du auch erfahren, dass Gott existiert. Das ist der Schlüssel zu Gott: dein Vertrauen.

Die Wissenschaftstheorie erläutert diesen Weg, wenn sie sagt, dass der zu erforschende Gegenstand immer die Methode des Forschens festlegt. Ein naturwissenschaftliches Objekt etwa muss mit naturwissenschaftlichen Methoden erkannt werden und ein historischer Vorgang mit historischen. Übertragen wir diesen Gedankengang auf die Erkenntnis Gottes: Wenn Gott die Liebe ist, so kann er nur in der Liebe erkannt werden. Es kostet unser Herz, unser Vertrauen, um Gott wahr zu nehmen. Billiger geht es nicht! Es gibt keine Erkenntnis Gottes an meinem Vertrauen vorbei.

Dabei ist Liebe bei weitem nicht nur ein Gefühl, sondern vielmehr eine Entscheidung. Gerade in schweren Stunden wird dies im Hinblick auf die Gottesliebe zutiefst deutlich: Wenn ich von Gott nichts mehr verstehe, wenn ich ihn nicht mehr begreife, ihn nicht mehr mit meinen Begriffen erfassen kann, wenn ich spüre, dass Gott größer als meine Gedanken und Empfindungen ist, wenn ich in Stunden des Leides seine Wege nicht mehr verstehe, dann werden gerade diese Stunden zu einer Frage an mich: Kann sich Gott auf meine Liebe verlassen, auch dann, wenn ich ihn nicht verstehe? Ist die Entscheidung meiner Liebe zu ihm so stark, dass sie sich in solchen Stunden bewährt? Vertraue ich auch dann noch Gott und kann er sich in solchen Belastungen auch auf mich verlassen? Mich bewegt es immer wieder, wenn ich daran denke, dass Christus Petrus, bevor er ihm sein großes Leitungsamt anvertraut, dreimal fragt: »Liebst du mich?« (vgl. Joh 21,15–23). Er fragt nicht: »Glaubst du dies und praktizierst du jenes«, sondern dreimal stellt er die Frage nach seiner Liebe: »Liebst du mich?« Diese Frage wird auch für uns zur alles entscheidenden Frage unserer Gotteserkenntnis: »Liebst du mich?« Ich bin überzeugt, dass die meisten Menschen Gott deshalb nicht erkennen, weil sie nicht bereit sind, Gott ihr Vertrauen, ihr Herz, ihre Liebe zu schenken. Aber genau dieser Weg ist der einzige Weg, um zu erfahren, dass ich in

den Tagen und Nächten meines Lebens nicht allein bin und deshalb meine Nächte aufgerissen werden zum Ostermorgen. Geben Sie Gott eine Chance! Schenken Sie ihm Ihr Vertrauen!

Und wenn wir diese Frage Christi an uns nach unserer Liebe nur genauso zögerlich wie Petrus beantworten können oder vielleicht noch viel armseliger und erbärmlicher? Schauen wir auch mit dieser Frage auf Jakob, den Betrüger: Sein Weg mit Gott ist nicht zu Ende, er muss ihn weitergehen, erheblich weiter. Liebe ist nie fertig, Liebe ist immer auf der Suche. In diesem Suchen bitte ich auch Sie, die Ungetauften, und Sie, die Sie einer anderen Religion angehören, mit uns zu gehen. Wir sind dankbar für Ihre Lebenserfahrungen. Mit Ihrem Suchen und Ihrem Fragen sind Sie für uns ein großer Reichtum, lebens- und glaubensbedeutsam. Wahrscheinlich sind wir einander viel näher, als wir es ahnen, und vielleicht entdecken wir auf unserem gemeinsamen Weg, dass nicht nur wir nach Gott fragen, sondern schon viel früher Gott nach uns fragt, nicht nur, dass wir Gott suchen, sondern dass er uns sucht. Vielleicht können wir so einander helfen, diesen Gott zu entdecken, der schon im Paradies nach den Menschen fragte: »Wo bist du?« (Gen 3,9).

Wie gut ist es, sich in solchen Stunden daran zu erinnern, dass das Entscheidende nicht unsere Liebe zu Gott, sondern Gottes Liebe zu uns ist, dass seine Liebe fest und verlässlich ist, dass er uns dient und die Füße wäscht und nicht wir ihm. Vielleicht kann dann auch ein kleines Stoßgebet helfen wie: »Lieber Gott, lass mich nicht fallen!«

Meine lieben Schwestern und Brüder!

Miteinander Gott lieben lernen und in ihm und durch ihn unsere Schwestern und Brüder und alle Menschen, die Gott uns anvertraut: Dies zu verkünden und – wie es das Evangelium heute sagt – als Samen in das Herz der Menschen zu senken: Das ist das große Vorhaben unseres Bistums mit all seinen Auswirkungen für unsere Gemeinden, Gemeinschaften und Institutionen! Es geht um die Fülle des Lebens und die Liebe Gottes, aus der wir alle leben und die uns trägt auch mit unseren Brüchen, die wir oft nicht mehr heilen können. Müssen wir dieses Anliegen in unserer Zeit nicht auf ganz neuen Wegen angehen, mit neuen Aufmerksamkeiten, Konsequenzen und Akzentuierungen? Die Zukunft der Kirche ist nicht eine Kopie!

Ist dies nicht auch der Inhalt unseres ökumenischen Weges, den ich bewusst und entschieden mitgehen und gestalten möchte? Gott lieben lernen, wie wichtig ist dieser gemeinsame Weg für uns und unsere Gesellschaft!

Führt dieser Weg der Liebe uns nicht direkt zu den Schwachen, zu den Armen und Benachteiligten unserer Gesellschaft, in denen Gott uns und unsere Liebe herausfordert? Die gegenwärtige Not der Flüchtlinge und ihrer Familien ist für uns daher nicht nur eine brennende und herausfordernde soziale Frage, sie wird zur Frage unseres Glaubens. Ohne die Menschen in Not, die auf unsere Liebe warten, werden wir Gott, der die Liebe ist, nicht finden und blind bleiben für seine Nähe. In ihnen ist er uns doch nah!

Liebe Schwestern und Brüder, von Herzen möchte ich diesen Weg, lieben zu lernen, mit Ihnen gehen. Gehen Sie bitte mit und nehmen Sie mich mit auf unserem gemeinsamen Weg!

+ Erzbischof Dr. Heiner Koch